

Gesundheit: Die Klagen der Hausärzte sind nicht neu – aber neuerdings werden sie wieder stärker

Zu wenig Honorar, zu viel Bürokratie

Den Hausärzten geht es nicht gut – beruflich gesehen. Von ihrem Alltag in der Praxis erzählen ein Mannheimer und zwei Weinheimer Mediziner.

Von unserem Redaktionsmitglied
Stefanie Ball

Werner Besier ist gerne Hausarzt, aber „ein bisschen verdienen will ich auch dabei“. Das, sagt der Mannheimer, werde immer schwieriger. „Über den Verdienstsatz von zehn Prozent in den vergangenen zehn Jahren kann ich nur müde lächeln. Unsere Aufgaben als Hausärzte sind massiv ausgeweitet worden, und dafür kriegen wir entschieden zu wenig Geld.“

900 Punkte bekommt der Mediziner pro Quartal für jeden Kassenpatienten. Ein Punkt ist vier Cent wert, macht insgesamt 36 Euro. Für dieses Geld muss der Hausarzt in den drei Monaten alles behandeln, was der Patient in seine Praxis bringt. Schnupfen, Husten, verstauchte Knöchel, Migräne. „900 Punkte sind schon viel, oft reicht das auch, aber eben nicht immer.“

Zum Beispiel bei den Rentnern. Die machen im Schnitt mehr als ein Drittel der Klientel eines Hausarztes aus. Und die kämen nicht nur einmal im Quartal in die Praxis. „Die sind Diabetiker, haben Bluthochdruck, Krebs oder andere chronische Erkrankungen.“ Dafür gebe es zwar extra Zuschläge, trotzdem sei das Punktekonto schnell leer.

Lotse durch das System

Was Besier aber am meisten ärgert, ist, dass den Hausärzten immer mehr Aufgaben aufgebürdet wurden. Sie sollen Lotsen durch das Gesundheitswesen sein, Patienten sollen erst zu ihnen gehen und nur wenn nötig zum Facharzt überwiesen werden. „Der Hausarzt deckt einen großen Teil der Bedürfnisse ab, er leistet die Erstversorgung. Eine Extra-Honorierung gibt es dafür nicht.“ Hinzu komme, dass die Patienten immer früher aus dem Krankenhaus entlassen würden, um die teuren Klinikbetten wieder frei zu bekommen – und der Hausarzt übernimmt die Betreuung. Nebenbei geht er in die Altenheime, macht einen Euro pro Besuch. Oder er ist auf Hausbesuch – für 1,60 Euro.

Ohne seine Privatpatienten, rund 15 Prozent seines Kundenstamms,

sagt Besier, käme er nur schwerlich über die Runden. Ein eigenes Wartezimmer für die Privaten wie bei anderen Kollegen habe er aber nicht. Auch müsse jeder gleich lang warten. Außerhalb seiner Praxis, sagt Besier, gebe es die Zwei-Klassen-Medizin gleichwohl schon. „Der Privatpatient kriegt nächste Woche einen Termin beim Kardiologen, der Kassenpatient wartet, wenn es nicht akut ist, mehrere Wochen.“

Dass die Arbeit der Hausärzte unterbewertet werde, kreierte Besier allerdings nicht nur der Politik, sondern auch seinen Ständesvertretern, den Kassenärztlichen Vereinigungen (KV), an. Der Mannheimer ist selbst Bezirksbeirat der KV Baden-Württemberg und weiß, dass die Fachärzte eine weitaus bessere Lobby haben. „Die Verteidigung in eigener Sache läuft bei den Hausärzten oft nicht so gut.“

Berufsstand schlecht geredet

Vielleicht, weil die Hausärzte zum Wohle der Patienten mehr mit ihrer eigentlichen Tätigkeit des Arztseins als mit Lobbyismus beschäftigt sind, wie Klaus Vater, Sprecher von Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt, sagt. So sieht er denn auch einen Großteil des Ärztfrusts, der sich in Praxisschließungen vor ein paar Wochen und heute wieder in Protesten in Stuttgart zeigt, in der eigenen Negativkampagne begründet. „Seit Jahren schon reden manche Ärztevertreter ihren eigenen Berufsstand schlecht, das ist nicht gerade motivierend, erst recht nicht für junge Ärzte.“

Davon gebe es, warnt die Kassenärztliche Bundesvereinigung, bald nicht mehr genug. Schon jetzt seien mehr als 1000 Arztpraxen unbesetzt, die meisten davon in Ostdeutschland. 17 Prozent der Ärzte sei älter als 60, bis 2012 gingen rund 34 000 niedergelassene Ärzte in Ruhestand. Gleichzeitig wolle nur die Hälfte der Medizinstudenten in die ambulante Versorgung. Die übrigen gingen ins Ausland, in die Pharmaindustrie, arbeiteten in einem Verband – oder brächen das Studium ab.

Nicht ein Leben lang in der Praxis

„Die Ärztelandschaft hat sich verändert“, sagt Ministeriumssprecher Vater. „Es gibt nach wie vor die Idealisten, die 70 Stunden in der Praxis stehen, aber es gibt eben auch andere. Diejenigen, die lieber angestellt sind, beim Amt, in einem Unternehmen, bei einem Medizinischen Versorgungszentrum. Andere praktizieren zehn Jahre als Arzt und gehen dann in die Pharmabranche.“ Auch kann er es jungen Ärzten nicht verdenken, die gut verdienen wollen, womöglich ganz auf die Kassenzu-



Schon mehrfach in der Vergangenheit haben Hausärzte aus Protest ihre Praxen geschlossen. BILD: DPA

lassung verzichten und nur privat behandeln.

Gleichwohl sieht er die Versorgung der Bevölkerung nicht in Gefahr. „Wir haben so viele Ärzte wie nie nach dem Zweiten Weltkrieg.“ 314 000 sind es insgesamt, davon 120 000 niedergelassene. Das Problem ist, wie Vater sagt, nicht der Ärztemangel, sondern ihre Verteilung.

Immerhin haben die Kassenärztlichen Vereinigungen Anreize geschaffen, um junge Mediziner zu bewegen, sich auf dem Land oder in den neuen Bundesländern niederzulassen. So bietet die KV Brandenburg für besonders gesuchte Arztgruppen eine Umsatzgarantie. In Mecklenburg-Vorpommern erhält

oft gut verdienen: Das ist ein Knochenjob“, sagt Stahl. Das Einzugsgebiet sei groß, mit vielen Patienten und weiten Anfahrtswegen. „Dazu kommen die häufigen Nacht- und Sonntagsdienste.“ An ein reines Verteilungsproblem glaubt Stahl denn auch nicht. „Die finanzielle Bettdecke ist zu kurz.“ Schon jetzt erbrächten die Ärzte ein Drittel ihrer Leistungen umsonst. „Die Vergütung muss sich verbessern“, sagt KBV-Sprecher Stahl.

Für die beiden Weinheimer Ärzte Ulf Wittenberg und Klaus Dallinger steht der Verdienst jedoch nur an zweiter Stelle. „Ich will wieder so arbeiten wie vor 20 Jahren. Da konnte ich dem Patienten das aufschreiben, was ich für nötig erachtet habe“, sagt Wittenberg. Das ginge heute nicht mehr. „Heute gelten strenge Budgetgrenzen.“

Kaum Punkte für Gespräche

Und in die fällt die sogenannte „sprechende Medizin“ zum Beispiel nicht mehr. Ein Großteil der Krankheiten ihrer Klientel sei aber psychosomatisch bedingt, da helfen keine Medikamente, sondern Gespräche. Für die gab es früher auch Geld, seit neuestem erhalten die Ärzte jedoch nur noch pauschal 20 Punkte im Quartal. Allerdings, so räumen die beiden Weinheimer Mediziner ein, hätten die Hausarztfunktionäre hier schlecht mit den Krankenkassen verhandelt. „Angeblich war das ein Versehen. Die Verhandlungsführer, von denen die meisten große Praxen haben, dachten, das würde reichen.“ Tut es aber nicht, wie Wittenberg und Dallinger sagen. Zumindest nicht in ihren kleinen Praxen auf dem Dorf, die noch dazu in der Vergangenheit viel auf die „sprechende Medizin“ gesetzt hätten.

Der Patient als Ziffer

Ohnehin haben die beiden Ärzte das Gefühl, sich zu wenig um ihre Patienten kümmern zu können. „Stattdessen beschäftigen wir uns mit dem Computer“, so Dallinger. Jeder Patient, jede Krankheit wird verschlüsselt mit einer Ziffer, das sei „ein Wust an Zahlen“, der alle paar Wochen erneuert und wieder auswendig gelernt werden müsse. „Der Patient kommt herein, und man überlegt, unter welche Ziffer er fällt, bevor man sich ihm zuwenden kann“, sagt Wittenberg.

Selbst den berühmten Antrag zur Beantragung eines Antrags gebe es. „Wenn jemand eine Kur verschrieben bekommt, drucke ich ihm Muster 60 aus. Damit geht der Patient zu seiner Krankenkasse, um Muster 61, den eigentlichen Kurantrag, zu erhalten“, sagt Wittenberg. Der habe dann sechs Seiten, früher sei es eine gewesen. Auch das Ausstellen eines Rezeptes koste viel Zeit – Zeit, die die beiden Ärzte lieber ihren Patienten gewidmet hätten. „Um eine Wärmetherapie für ein entzündetes Armgelenk zu verschreiben, muss ich im Computerprogramm zig verschiedene Punkte und Unterpunkte anklicken, ehe das Rezept fertig ist“, sagt Dallinger.

Werner Besier hat 1980 seine Praxis in Feudenheim eröffnet. Jetzt ist er 62 Jahre alt. Einen Nachfolger hat er noch nicht. Braucht er auch nicht. „Ein bisschen weitermachen möchte ich schon noch“, sagt Besier. Sein Weinheimer Kollege Ulf Wittenberg ist 59 und sich nicht so sicher. „Wenn die Situation nicht besser wird, ist aufhören schon eine Option.“ Dann hält er inne. „Nein, ich liebe meinen Beruf. Vermutlich werde ich wohl durchhalten.“

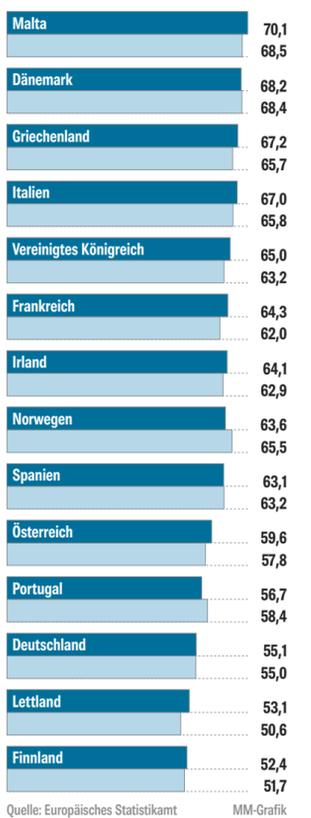
ARZT-TELEGRAMM

Bei schlechter Gesundheit

MANNHEIM. Deutschland hat im europäischen Vergleich zwar mit der höchsten Ärztedichte – gesünder lebt es sich hierzulande aber nicht (siehe Grafik). Laut Europäischem Statistikkamt hat ein Deutscher lediglich 55 Jahre vor sich, die er erwartungsgemäß in guter gesundheitlicher Verfassung verbringen wird. Das ist einer der schlechtesten Werte in der Europäischen Union. *sba*

Gesunde Lebensjahre

Zahl der Jahre, die eine Person erwartungsgemäß in guter gesundheitlicher Verfassung leben wird. ■ Frauen ■ Männer



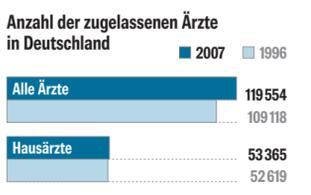
Heute Protestaktion

STUTTGART. Nachdem ihre früheren Aktionen mit Praxisschließungen weitgehend folgenlos blieben, denken viele Mediziner nun über eine Rückgabe ihrer Kassenzulassung nach. Heute erwartet die Ärzteorganisation Medi dazu bis zu 8000 Mediziner zu einer Protestveranstaltung in Stuttgart. *dpa*

Ausstiegswillige gesucht

STUTTGART. Die Ärzteorganisation Medi hofft auf eine große Beteiligung an der Ausstiegsaktion aus dem Kassensystem in Baden-Württemberg: „Wir streben an, dass 70 Prozent aller rund 16 000 niedergelassenen Ärzte im Südwesten ihre Zulassungsverzichtserklärung abgeben“, sagt Medi-Landeschef Werner Baumgärtner. Ärzte, die ihre Zulassung zurückgeben, dürfen sechs Jahre nicht mehr ins Vertragsarztssystem zurückkehren, sie müssten mit ihren Patienten dann privat abrechnen. Die Ärzte hoffen, auf diese Weise Druck auf die Politik auszuüben. Wie viele Mediziner sich an einer solchen Aktion beteiligen würden, ist allerdings ungewiss. In Bayern droht der Hausärzterverband seit Monaten mit einem kollektiven Ausstieg, passiert ist indes noch nichts. *dpa/sba*

Entwicklung der Arzt-Zahlen



Viele Studenten hätten die Lust am Arztberuf verloren, klagen Ärztevertreter.



Werner Besier mit einer Patientin in seiner Hausarzt-Praxis in Mannheim-Feudenheim. „Die Arbeit macht mir Spaß, aber es ist zu viel für zu wenig Geld“, sagt der 62-jährige Mediziner. BILDER: ARCHIV/RINDERSPACHER (2)

